

Insel

Honoré de
Balzac
Ursule
Mirouët

Roman

Der Roman, 1841 geschrieben und erschienen, führt in den bunten Provinzalltag der Kleinstadt Nemours, wo Ursule Mirouët, die Titelheldin, aufwächst. Sie ist das Kind eines Militärkapellmeisters, dessen sich ein greiser, begüterter Arzt, Minoret, nach dem Tod des Vaters als Vormund annimmt. Er hütet das ihm blutsverwandte Mädchen wie seinen Augapfel und führt mit ihr und wenigen Auserlesenen ein idyllisches Leben, bis auch ihn der Tod ereilt.

Obwohl er durch testamentarische Anweisungen sein Mündel finanziell abgesichert hat, gelingt es den habgierigen Verwandten, diese Anweisungen an sich zu bringen und damit das Mädchen aus dem Hause zu jagen. Durch Traumerscheinungen des Mädchens kommen die verbrecherischen Machenschaften der Sippe Minoret ans Tageslicht, so daß am Ende ihr Glück, auch ihr Liebesglück, gesichert ist.

insel taschenbuch 1902

Honoré de Balzac

Ursule Mirouët



Honoré de Balzac

Die Menschliche Komödie

*Die großen Romane und Erzählungen
in zwanzig Bänden*

Band 2

Honoré de Balzac

Ursule Mirouët

Roman

Aus dem Französischen
von Johannes Schlaf

Insel Verlag

Neu durchgesehen von Eberhard Wesemann

2. Auflage 2016

Erste Auflage 1996

insel taschenbuch 1902

© Insel Verlag Frankfurt am Main und Leipzig 1996

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Printed in Germany

Umschlag: heißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-458-33602-0

Ursule Mirouët

Für Mademoiselle Sophie Surville

Es ist ein wahres Vergnügen, meine liebe Nichte, Dir ein Buch zu widmen, dessen Gegenstand und Einzelheiten die so schwer zu erlangende Billigung eines jungen Mädchens gefunden haben, dem die Welt noch unbekannt ist und das nicht vergleicht mit keinem einzigen der edlen Prinzipien einer frommen Erziehung. Ihr Mädchen seid ein fürchterliches Publikum, denn man kann euch nur Bücher lesen lassen, die rein sind, so rein wie eure Seelen, und gewisse Lektüren muß man euch verbieten, so wie man euch daran hindert, die Gesellschaft zu sehen, wie sie ist. Kann es nun also einen Autor nicht mit Stolz erfüllen, euch gefallen zu haben? Wolle Gott, daß dein Gefühl dich nicht trog!

Wer wird es uns sagen? Die Zukunft, die du – so hoffe ich – sehen wirst und wo vielleicht nicht mehr sein wird

Dein Onkel Balzac

Die aufgeregten Erben

Wenn man sich von Paris her Nemours nähert, kommt man am Kanal des Loing vorbei, dessen Uferböschungen dieser kleinen Stadt zugleich Feldhügel und malerische Spazierwege bieten. Seit 1830 hat man leider diesseits der Brücke mehrere Häuser errichtet. Sollte diese Art von Vorstadt anwachsen, so würde das Gepräge der Stadt dadurch seine anmutige Eigenart einbüßen. Doch 1829, als die Ränder der Landstraße noch frei waren, konnte der Posthalter, ein großer, dicker Mann von ungefähr sechzig Jahren, als er auf dem höchsten Punkt der Brücke saß, eines schönen Morgens vollständig das überschauen, was in der Sprache seines Berufes der Landstraßenschwanz genannt wird. Der September entfaltete seine Pracht, über Pflanzen und Steinen flimmerte die Hitze, kein Wölkchen trübte das klare Ätherblau, das selbst am Horizont die außerordentliche Reinheit der Luft anzeigte, so daß Minoret-Levrault, so hieß der Posthalter, um nicht geblendet zu werden, die Hand über die Augen halten mußte. Wie jemand, der keine Geduld hat zu warten, betrachtete er bald die reizenden Wiesen, die sich zur Rechten der Landstraße breiteten und auf denen seine Grummeternte heranwuchs, bald den bewaldeten Hügelrücken, der sich links von Nemours gegen Bouron hinzieht. Er vernahm in dem Tal des Loing, wo die Hügel die Geräusche der Landstraße wiedergaben, den Galopp seiner eigenen Pferde und den Peitschenknall seines Postillions. Muß man nicht schon ein Posthalter sein, um angesichts einer Wiese, auf der sich Tiere befinden, wie sie ein Paul Potter malte, unter einem Himmel von Raffael, einem nach der Weise von Hobbema von Bäumen beschatteten Kanal gegenüber Ungeduld zu zeigen? Wer Nemours kennt, weiß, daß die Natur dort so schön ist wie die Kunst, deren Aufgabe es ist, sie zu vergeistigen: dort birgt die Landschaft Gedanken und regt zum Meditieren an.

Doch beim Anblick Minoret-Levraults würde ein Künstler sich von der Landschaft abgewandt und diesen Bürger gezeichnet haben, so originell war er in seiner Alltäglichkeit. Man stelle alles zusammen, was das Tier ausmacht, so wird man Kaliban erhalten, und das ist gewiß eine große Sache. Da, wo die Gestalt vorherrscht, tritt die Empfindung zurück. Einen lebendigen Beweis für diesen Grundsatz bot der Posthalter, eine von jenen Physiognomien, denen gegenüber es dem Denker schwerfällt, unter dem groben Inkarnat, das von einer brutalen Entwicklung des Fleisches erzeugt wird, die Seelenspur zu finden. Seine blaue Tuchmütze mit dem kleinen Schirm und ihren Melonenrippen betonte einen Kopf, dessen massiger Umfang bewies, daß die Wissenschaft Galls das Kapitel der Ausnahmen noch nicht in Angriff genommen hat. Die grauen und gleichsam blankgeputzten Haare, die unter der Mütze hervorkamen, würden euch angezeigt haben, daß diesen Haarschopf eine andere Ursache gebleicht hatte als geistige Anstrengungen und Kummer. Auf beiden Seiten dieses Kopfes sah man breite, an ihren Rändern von den ätzenden Kräften einer überreichlichen Blutfülle, die bei der geringsten körperlichen Anstrengung hervorspritzen zu wollen schien, schier benarbte Ohren. Die Gesichtsfarbe bot unter einer von der Gewohnheit, dem Sonnenbrand zu trotzen, herrührenden braunen Schicht bläuliche Töne. Die grauen, beweglichen, tief unter zwei schwarzen Gestrüppen liegenden Augen glichen denen der Kalmücken, die 1815 zu uns kamen; wenn sie zuweilen blitzten, so konnte das nur von einem habsüchtigen Gedanken herrühren. Die an ihrer Wurzel eingedrückte Nase stülpte sich an ihrem Ende jäh in die Höhe. Dicke Lippen, die zu einem fast abschreckenden Doppelkinn stimmten, dessen kaum zweimal in der Woche hergerichteter Bart auf einem schlechten Tuch aufstand wie von einer abgenutzten Schnur gehalten; ein überdem sehr kurzer, faltiger Fetthals; mächtige Wampen vervollständigten das Gepräge einer dumpfen Kraft, wie sie die Bildhauer ihren

Karyatiden geben. Minoret-Levrault glich diesen Statuen, ungefähr mit dem Unterschied, daß sie ein Gebäude tragen, während er genug damit zu tun hatte, sich selbst zu tragen. Man kann auf viele solche Atlasse ohne Weltkugel treffen. Die Brust dieses Mannes war ein Block; man hätte von einem auf seinen Hinterbeinen aufgerichteten Stier sprechen können. Die gewaltigen Arme endeten in dicken, harten, breiten kräftigen Händen, die sich darauf verstanden, Peitsche, Zügel und Forke zu handhaben, und deren kein Postillion zu spotten wagte. Der mächtige Bauch dieses Riesen ruhte auf Schenkeln, die so dick waren wie der Körper eines ausgewachsenen Mannes, und wurde von Elefantenbeinen getragen. Der Zorn mußte diesen Mann selten ankommen, aber wenn, dann schrecklich und unter der Gefahr des Schlagflusses. Obgleich heftig und unfähig zu überlegen, hatte dieser Mensch nichts getan, was das Unheilverkündende, Drohende seines Gesichtsausdruckes gerechtfertigt hätte. Dem, der vor dem Riesen Angst hatte, sagten seine Postillione: »Oh, er ist nicht böseartig!«

Der Meister von Nemours, um uns dieser vielgebrauchten ländlichen Abkürzung zu bedienen, trug ein Jagdwams von flaschengrünem Sammet, ein Beinkleid von grünem Zwillich mit grünen Streifen, eine weite, gelbe Weste aus Ziegenleder, in deren Tasche man eine unförmige, mit einem schwarzen Kreis umgebene Tabaksdose wahrnahm. Eine Stumpfnase und eine dicke Tabaksdose ist ein Gesetz, das kaum eine Ausnahme erleidet.

Geboren unter der Revolution, Zeitgenosse des Kaiserreiches, hatte Minoret-Levrault sich nie mit Politik befaßt; was aber seine religiösen Anschauungen betraf, so hatte er die Kirche nur betreten, um sich trauen zu lassen; und was seine Grundsätze im Privatleben betraf, so befanden sie sich im Bürgerlichen Gesetzbuch: alles, was das Gesetz nicht verbot oder nicht erreichen konnte, hielt er für ausführbar. Nie hatte er die Zeitung des Departements Seine-et-Oise gelesen oder

irgendwelche auf seinen Beruf bezügliche Vorschriften. Er galt für einen tüchtigen Landwirt, aber seine Kenntnisse waren lediglich praktische. So strafte bei Minoret-Levrault das Sittliche die Physis nicht Lügen. Auch sprach er nur selten; und bevor er das Wort ergriff, nahm er immer eine Prise Tabak, um sich Zeit zu lassen, nicht Gedanken, aber Worte zu finden. Wäre er schwatzhaft gewesen, so hätte das nicht zu ihm gepaßt. Wenn man bedenkt, daß dieser Elefant ohne Rüssel und Intelligenz Minoret-Levrault heißt: muß man sich da nicht mit Sterne an die geheime Macht der Namen erinnern, die so oft des Charakters spotten, so oft ihn ankünden? Ungeachtet solcher offenbaren Unfähigkeit hatte er es in sechsunddreißig Jahren – die Revolution kam zustatten – auf eine Rente von dreißigtausend Livres aus Weideplätzen, Äckern und Waldungen gebracht. Wenn Minoret, bei dem Postwesen von Nemours und dem des Gâtinais in Paris interessiert, noch arbeitete, so geschah es weniger aus Gewohnheit als für einen einzigen Sohn, dem er eine gute Zukunft bereiten wollte. Dieser nach dem Ausdruck der Bauern ein Herr gewordene Sohn hatte eben das Studium der Rechte beendet und sollte nach seiner Rückkehr den Eid als berufsmäßiger Advokat leisten. Monsieur und Madame Minoret-Levrault – denn über diesen Koloß weg richtete sich der Blick aller Welt auf diese Frau, ohne die ein so stattliches Vermögen unmöglich gewesen wäre – hatten ihrem Sohn die Wahl seiner Laufbahn freigestellt: Notar in Paris, oder irgendwo Staatsanwalt, oder, einerlei wo, Obersteuereinnehmer, Wechselagent oder Posthalter. Man kann sich wohl vorstellen, bis zu welchem Grade das Selbstgefühl des Sohnes eines Mannes gehen mußte, über den es von Montargis bis Essonne hieß: »Vater Minoret kennt sein Vermögen selbst nicht!« Dies Wort hatte vier Jahre zuvor eine neue Bestätigung erfahren, als Minoret sich, nachdem er sein Wirtshaus verkauft, prächtige Pferdeställe und ein neues Haus gebaut und die Post von der Grand' Rue nach der Brücke verlegt hatte. Dies neue Anwe-

sen hatte zweihunderttausend Francs gekostet, eine Summe, die auf dreißig Meilen in der Runde von dem Klatsch verdoppelt wurde. Die Post von Nemours braucht eine große Anzahl von Pferden, sie geht über Paris bis Fontainebleau und versorgt dann noch die Straßen von Montargis bis Montereau; überall ist die Umsteigestation weit entfernt, und die sandige Landstraße von Montargis rechtfertigt das vorgetäuschte dritte Pferd, das immer bezahlt und niemals erblickt wird.

Ein Mensch, wie Minoret gebaut, reich wie Minoret und Haupt eines derartigen Anwesens, konnte sich also ohne jede Ironie den Meister von Nemours nennen. Obgleich er sich damals weder um Gott noch um den Teufel bekümmert hatte und er praktischer Materialist wie praktischer Landwirt, praktischer Egoist, praktischer Geizhals war, hatte Minoret bis dahin ein ungetrübtes Glück genossen, soweit man ein bloß materielles Leben als ein Glück ansehen darf. Wenn ein Physiologe das am oberen Ende des Rückgrates befindliche kahle, das kleine Gehirn beengende Fleischpolster dieses Menschen gesehen, wenn er besonders sein dünnes, blasses Stimmchen gehört hätte, das zu seinem Hals in einem so lächerlichen Widerspruch stand, so würde er vollkommen verstanden haben, warum dieser große, dicke, massige Landwirt seinen einzigen Sohn vergötterte und warum er ihn vielleicht so lange erwartet hatte, wie es schon genugsam der Name Désiré anzeigte, den das Kind erhalten hatte. Schließlich werden, wenn die Liebe, indem sie eine reiche Organisation verrät, beim Manne ein vielheißend Ding ist, die Philosophen die Ursachen von Minorets Untauglichkeit verstehen. Die Mutter, der der Sohn glücklicherweise sehr ähnelte, wetteiferte mit dem Vater, was Verzärtelung anbetraf. Kein Kind hätte diesem Götzendienste widerstehen können. Und so verstand es Désiré, die Kasse der Mutter zu melken und aus Vaters Beutel zu schöpfen, indem er jeden der Urheber seiner Tage glauben machte, daß er sich nur an ihn wende. Désiré, der in Nemours, wie ein königlicher Prinz in

der Hauptstadt seines Vaters, eine unendlich überlegene Rolle spielte, hatte in Paris alle Einfälle, die er in seinem Nestchen nicht durchführen konnte, übertreffen wollen und jedes Jahr mehr als zwölftausend Francs draufgehen lassen. Als Entgelt für diese Summe hatte er aber Ideen gewonnen, auf die er in Nemours niemals gekommen wäre; er hatte den Provinzmenschen abgestreift, die Macht des Geldes begriffen und im Richterstande ein Mittel, vorwärtszukommen, erkannt. Im letzten Jahr hatte er, indem er sich mit Künstlern, Journalisten und ihren Mätressen verband, zehntausend Francs mehr ausgegeben. Ein recht beunruhigender, vertraulicher Brief hätte wohl das Postenstehen des Posthalters erklären können, den sein Sohn um seine Unterstützung für eine Heirat gebeten hatte; doch hatte Mutter Minoret-Levrault, die damit beschäftigt war, den Triumph und die Rückkehr des Rechtslizenziaten zu feiern und ein glänzendes Frühstück zu rüsten, ihren Mann auf die Landstraße hinausgeschickt und ihm gesagt, er solle, wenn er die Postkutsche nicht sähe, zu Pferde steigen. Die Postkutsche, die diesen einzigartigen Sohn bringen sollte, langte in Nemours gewöhnlich gegen fünf Uhr morgens an, und es schlug neun! Was konnte die Ursache einer derartigen Verzögerung sein? Hatten sie umgeworfen? War Désiré noch am Leben? Hatte er vielleicht ein Bein gebrochen?

Drei Batterien Peitschengeknall brechen los und zerreißen die Luft wie Musketensalven, die roten Röcke der Postillione tauchen auf, zehn Pferde wiehern! Der Meister nimmt die Mütze ab und schwenkt sie; er ist bemerkt worden. Der am besten sichtbare Postillion, der zwei Kaleschen-Apfelschimmel führt vor fünf dicken Eilwagengäulen her, wahren Minorets des Stalles, und drei Gäulen einer Berline, gibt seinem Reitpferd die Sporen und langt bei dem Meister an.

»Hast du die ›Ducler‹ gesehen?«

Auf den großen Landstraßen gibt man den Postwagen ziemlich phantastische Namen: man sagt die ›Caillard‹, die

›Ducler‹ (die Kutsche von Nemours nach Paris), das ›Grand-Bureau‹. Ein ganz neues Unternehmen ist die ›Concurrence! Zur Zeit des Unternehmens der Lecomte hießen deren Kutschen die ›Komtesse‹. »›Caillard‹ hat die ›Komtesse‹ nicht eingeholt, aber ›Grand-Bureau‹ hat ihr immerhin weidlich zu schaffen gemacht! – Die ›Caillard‹ und ›Grand-Bureau‹ sind in die ›Francaises‹ (französische Personenwagen) eingebrochen. « Seht ihr den Postillion ganz ausgedörrt vor Durst, und er schlägt ein Glas Wein aus, so fragt den Kondukteur; er schaut mit witternder Nase aus und antwortet euch: »Die ›Concurrence‹ ist voran!« – »Und wir sehen sie nicht«, sagt der Postillion. »Der Schurke wird seine Passagiere nicht haben essen lassen!« – »Vielleicht hat er selber gegessen?« antwortet der Kondukteur. »Hau also auf ›Polignac‹ los!« Alle schlechten Pferde heißen ›Polignac‹. Das sind die Scherze und ist die hauptsächliche Unterhaltung zwischen den Postillionen und den Kondukteuren auf ihren Kutschen. Soviel Berufe in Frankreich, soviel verschiedenes Rotwelsch.

»Hast du in die ›Ducler‹ hineingesehen?«

»Monsieur Désiré?« unterbrach der Postillion seinen Meister. »Eh, Sie haben uns ja wohl gehört, unsere Peitschen haben Ihnen ja genug angekündigt; wir dachten uns gleich, daß Sie auf der Landstraße wären.«

»Warum hat die Eilpost aber vier Stunden Verspätung?« »Zwischen Essonne und Ponthierry ist die Felge eines Hinterrades gebrochen. Aber es war nicht weiter schlimm; bei der Steigung hat Cabirolle die Sache glücklicherweise bemerkt.«

In diesem Augenblick redete eine Frau im Sonntagsstaat – denn die Glocke von Nemours rief die Einwohner zur Sonntagsmesse –, redete eine Frau von ungefähr sechsunddreißig Jahren den Posthalter an:

»Nun, lieber Cousin!« sagte sie, »Sie wollten mir's nicht glauben! Unser Onkel ist mit Ursule in der Grand' Rue, und sie gehen zur Hauptmesse.«

Ungeachtet der auf die Lokalfarbe bezüglichen Gesetze der

modernen Dichtung ist es unmöglich, die Wahrheit so weit zu treiben, daß man die erschreckliche, mit Flüchen vermischte Beleidigung wiedergeben könnte, die diese äußerlich so wenig dramatische Neuigkeit dem breiten Munde Minoret-Levraults entfahren ließ; seine dünne Stimme wurde ein Zischen, und sein Gesicht bot den Eindruck dar, den das Volk so treffend einen Sonnenstich nennt.

»Ist das gewiß?« sagte er, nachdem sich der erste Ausbruch seines Zornes gelegt hatte.

Die Postillione fuhren vorüber, nachdem sie ihren Meister, der sie weder zu sehen noch zu hören schien, begrüßt hatten. Anstatt seinen Sohn zu erwarten, ging Minoret-Levrault mit seiner Base die Grand' Rue hinauf.

»Hab ich's Ihnen nicht immer gesagt?« fuhr sie fort. »Wenn dem Doktor Minoret gründlich der Kopf verdreht sein wird, wird ihn diese kleine Scheinheilige in die Pietisterei hineintreiben; und wer den Verstand beherrscht, beherrscht den Geldbeutel, sie wird unsere Erbschaft bekommen.«

»Aber Madame Massin ...!« sagte der Posthalter stumpfsinnig.

»Ah, auch Sie«, unterbrach Madame Massin ihren Vetter, »auch Sie wollen mir also sagen wie Massin: ›Kann denn ein Mädchen von fünfzehn Jahren solche Pläne aushecken und durchführen: einen Mann von dreiundachtzig Jahren, der den Fuß niemals in die Kirche gesetzt hat, außer bei seiner Verheiratung, der vor den Priestern einen derartigen Abscheu hat, daß er nicht einmal das Kind am Tage seiner ersten Kommunion in die Kirche begleitet hat, dazu zu bringen, seine Gesinnung aufzugeben?‹ Nun gut, warum bringt aber Doktor Minoret, wenn er die Priester so verabscheut, seit fünfzehn Jahren fast alle Abende in der Woche mit dem Abbé Chaperon zusammen zu? Der alte Heuchler hat es noch nie versäumt, Ursule zwanzig Francs für eine Altarkerze zu geben, wenn sie das geweihte Brot hinträgt. Entsinnen Sie sich denn des Geschenkes nicht mehr, das Ursule der Kirche ge-

macht hat, um dem Pfarrer für die Vorbereitung auf ihre Kommunion zu danken? Sie hat dazu ihr ganzes Geld verwendet, und ihr Pate hat es ihr wiedergegeben, aber doppelt. Ihr Männer gebt auf gar nichts acht! Als ich von diesen Einzelheiten hörte, hab ich gesagt: ›Lebt wohl, Körbe! Der Wein ist gelesen!‹ Ein Erbonkel betrügt sich nicht so, wenn er einer kleinen, von der Straße aufgelesenen Rotznase gegenüber keine Absichten hat.«

»Bah, liebe Cousine!« entgegnete der Posthalter, »der gute Mann führt Ursule wohl ganz zufällig zur Kirche. Es ist schönes Wetter, unser Onkel macht einen Spaziergang.«

»Lieber Cousin, unser Onkel hält ein Gebetbuch in der Hand, und er zeigt eine scheinheilige Miene. Sie werden ja sehen.«

»Sie wollen ihr Spiel verdecken«, antwortete der dicke Posthalter, »denn die Bougival hat mir gesagt, daß zwischen dem Doktor und Abbé Chaperon niemals von Religion die Rede gewesen ist. Übrigens ist der Pfarrer von Nemours der anständigste Mann von der Welt, er würde einem Armen sein letztes Hemd geben; er ist einer schlechten Handlung nicht fähig; und um eine Erbschaft betrügen. . . «

»Heißt stehlen«, sagte Madame Massin.

»'s ist schlimm!« rief Minoret-Levrault, über die Bemerkung seiner geschwätzigen Cousine außer sich.

»Ich weiß«, antwortete Madame Massin, »daß Abbé Chaperon, wenn auch ein Priester, ein anständiger Mann ist; aber für die Armen ist er zu allem fähig! Er wird bei unserem Onkel minieren, minieren und minieren, und der Doktor wird ins Muckertum geraten. Wir haben uns ruhig verhalten, und das hat ihn verdorben. Ein Mann, der niemals an was geglaubt hat und der Grundsätze hatte! Oh, das ist auf uns abgesehen! Bei meinem Mann ist das Unterste zuoberst.«

Madame Massin, deren Worte ebenso viele Pfeile waren, die sich ihrem dicken Cousin einbohrten, ließ ihn trotz seines Umfanges so schnell laufen wie sie selbst; zum großen Erstau-

nen der Leute, die sich zur Messe begaben. Sie wollte Onkel Minoret einholen und ihn dem Posthalter zeigen.

Vom Gâtinais her wird Nemours von einem Hügel beherrscht, an dem entlang sich die Landstraße von Montargis und der Loing hinstrecken. Die Kirche, auf deren Steinwerk die Zeit reichlich ihren schwarzen Mantel geworfen hatte – denn ohne Zweifel ist sie im vierzehnten Jahrhundert durch die Guisen, die Herzöge von Nemours wurden, wieder aufgebaut –, erhebt sich am Ende des Städtchens am Fuß eines großen Brückenbogens, von dem sie wie eingerahmt wird. Für Bauwerke wie für Menschen bedeutet die Lage alles. Im Schatten einiger Bäume und gehoben durch einen schmucken Platz, macht diese einsame Kirche einen großartigen Eindruck. Als er den Platz überschritten hatte, konnte der Meister von Nemours seinen Onkel dem Ursule genannten jungen Mädchen – jedes von ihnen hatte ein Gebetbuch in der Hand – den Arm reichen und mit ihr in die Kirche eintreten sehen. Der Greis nahm in der Vorhalle den Hut ab, und sein vollkommen weißes Haupt, das wie ein schneegekrönter Berggipfel war, schimmerte im milden Dunkel der Wände.

»Nun, Minoret, was sagen Sie zu der Bekehrung Ihres Onkels?« rief der Steuereinnahmer von Nemours, der Crémère hieß.

»Was soll ich weiter sagen?« antwortete der Posthalter, indem er eine Prise Tabak anbot.

»Gut gesagt, Vater Levrault! Sie können nicht sagen, was Sie denken, wenn ein berühmter Schriftsteller recht hat, der schreibt, daß ein Mensch sein Wort denken muß, bevor er seinen Gedanken ausspricht«, rief boshaft ein junger Mann, der gerade hinzukam und der in Nemours den Mephistopheles aus ›Faust‹ spielte.

Dieser schlechte, Goupil genannte Bursche war der Erste Schreiber von Monsieur Crémère-Dionis, dem Notar von Nemours. Ungeachtet einer voraufgegangenen geradezu wüsten Lebensführung Goupils hatte Dionis ihn in sein Bureau

aufgenommen, als der Aufenthalt in Paris, wo der Schreiber das Erbteil seines Vaters, eines wohlhabenden Pächters, der ihn für das Notariat bestimmt, vergeudet hatte, sich ihm infolge gänzlicher Mittellosigkeit verbot. Sah man Goupil, so verstand man sofort, daß er es eilig gehabt hatte, das Leben zu genießen; denn um sich Genüsse zu verschaffen, mußte er sie teuer bezahlen. Trotz seines kleinen Wuchses hatte der Schreiber mit siebenundzwanzig Jahren eine entwickelte Brust wie ein vierzigjähriger Mann. Dünne, kurze Beine, ein breites Gesicht, das eine trübe Farbe wie der Himmel vorm Sturm hatte, überragt von einer kahlen Stirn, unterstrichen diesen Körperbau noch mehr. Auch schien sein Gesicht das eines Buckligen zu sein, der den Buckel innen hatte. Eine Seltsamkeit dieses scharfen, fahlen Gesichtes unterstützte noch den Gedanken an diesen unsichtbaren Buckel. Krumm und gewunden, wie bei vielen Buckligen, richtete sich seine Nase von rechts nach links, anstatt das Gesicht genau zu halbieren. Der nach seinen Winkeln hin gezogene sardonische Mund war immer zur Ironie bereit. Das spärliche, rötliche Haar fiel in flachen Strähnen und ließ stellenweise den Schädel hervortreten. Die plumpen, schlecht am Ende der zu langen Arme sitzenden Hände waren krummfingrig und selten sauber. Goupil trug Schuhe, die eigentlich hätten weggeworfen werden müssen, und rötlich-schwarze, aus Flockseide gewirkte Strümpfe; sein schwarzer Rock und seine schwarzen Beinkleider waren fadenscheinig und starrten von Fett; seine Weste war jämmerlich und hatte zerbrochene Knöpfe; das alte Tuch, das ihm als Krawatte diente, seine ganze Tracht zeigte das zynische Elend an, zu welchem ihn seine Leidenschaften verdamnten.

Dies ganze Beieinander von trübseligen Dingen wurde von zwei Ziegenaugen beherrscht, Augäpfeln mit gelben Ringen, die einen zugleich unzüchtigen und niederträchtigen Ausdruck hatten. Niemand war in Nemours so gefürchtet und respektiert wie Goupil. Mit Ansprüchen ausgerüstet, die

seine Häßlichkeit mit sich brachte, besaß er jenen verabscheuungswürdigen Geist, wie er denen eigen ist, die sich alles erlauben, und er benutzte ihn, die stets getäuschten Hoffnungen seiner Eifersucht zu rächen. Er reimte satirische Couplets, die zum Karneval gesungen wurden, er richtete Polterabende ein, er war die Zeitung der Stadt. Dionis, ein schlauer, falscher Mensch und darum selber hinreichend ängstlich, behielt Goupil ebensosehr aus Furcht als wegen seiner außerordentlichen Intelligenz und seiner gründlichen Kenntnis der Interessen der ganzen Gegend. Doch mißtraute der Chef seinem Schreiber so sehr, daß er seine Kasse selber führte, ihn auch nicht bei sich wohnen ließ, sich ihn in Abstand hielt und ihm keinerlei geheime und kitzlige Angelegenheiten anvertraute. Der Schreiber aber schmeichelte seinem Chef, während er das Rachegefühl, das ihm dessen Verhalten erregte, verbarg, und mit einem Gedanken an Rache überwachte er Madame Dionis. Da er eine leichte Auffassungsgabe besaß, fiel ihm die Arbeit nicht schwer.

»Oh, du machst dich wohl schon über unser Unglück lustig?« antwortete der Posthalter dem Schreiber, der sich die Hände rieb. Da Goupil in gemeiner Weise allen Leidenschaften Désirés, der ihn seit fünf Jahren zu seinem Gefährten gemacht hatte, schmeichelte, behandelte ihn der Posthalter hochfahrend genug, ohne zu ahnen, welch furchtbarer Vorrat übler Absichten sich in Goupils innerstem Herzen bei jeder neuen Wunde anhäufte. Da er eingesehen hatte, daß ihm Geld nötiger war als alles andere, wollte der Schreiber, der sich der gesamten Bürgerschaft Nemours überlegen fühlte, ein Vermögen erwerben und rechnete auf Désirés Freundschaft, um eines der drei Ämter der Stadt, die Kanzlei des Friedensrichters, das Büro eines der Gerichtsvollzieher oder das von Dionis, kaufen zu können. So ertrug er die Verweise des Posthalters mit Geduld wie auch die Mißachtung Madame Minoret-Levraults und spielte seine nichtswürdige Rolle um Désiré herum, der ihn seit zwei Jahren am Ende der Ferien